

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

24.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Oktober 12, 1855.]

Das Schwingfest in der Schweiz.



Die Schweiz ist das höchste Land in Europa, liegt unter einem ziemlich rauhen Himmelsstriche, hat einen Flächenraum von 880 Q.M. und 2,036,633 Einwohner, welche eine Republik bilden, die aus 22 Kantonen besteht. Die Einwohner, besonders auf dem Lande, zeichnen sich durch Tracht und Denkart aus: der Landmann trägt einen kleinen runden Hut; Weste, Rock und Beinkleider sind von einem groben wollenen Zeuge; nur zum Staate aber hat er bessere Stoffe. Die Frauen tragen einen kurzen Kittel mit vielen Knöpfen, die Haare um den Kopf gewunden und mit silbernen Nadeln befestigt; unverheirathete Frauenzimmer aber flechten das Kopfhaar in zwei Böpfe, die sie mit Bändern schmücken. Fast alle tragen Strohhüte mit schwarzen Bändern und eine übermäßige Menge Röcke, wie in unsern Gegenden die altenburgischen Bäuerinnen. Doch sind die Trachten nach den Gegenden verschieden; in den Gebirgen kleidet man sich anders, als in den Thälern. In Appenzell z. B. trägt der Mann eine kurze Jacke und Weste von Tuch, aber jedes muß seine eigene Farbe haben: die Weste ist gewöhnlich scharlachroth mit Tuchknöpfen und das weiße Hemde muß aus der Deffnung auf der Brust hervorsehen. In den Städten kleidet man sich jetzt meistens nach französischen Moden.

Die Schweizer sind sehr gesellig, gesprächig und fröhlich gestimmt, und in allen Gegenden hat man daher

mehrere Volksfeste und Lustbarkeiten. Ringen, Schwingen und Steinstoßen sind gewöhnliche Spiele und Uebungen. Beim Schwingen hat jeder Schwinger einen ledernen Gürtel um die Hüften, an welchem er seinen Gegner in die Höhe zu heben und ihn rücklings hinzustrecken sich bemüht, wobei viele lächerliche Stellungen zum Vorscheine kommen. Beim Steinstoßen oder Steinwerfen hebt man mit der rechten Hand einen Stein auf, legt ihn auf die rechte Schulter und giebt ihm dann, ohne von der Stelle zu gehen, durch einen bloßen Ruck oder Schwung des Körpers einen Stoß, so daß er einige Schritte weit wegfliegt, oder man wirft ihn auch mit der Hand. Nicht selten stellen ganze Dörfer solche Wettkämpfe an, wobei es an Gesang und Musik nicht fehlt.

Auf dem hierbei befindlichen Bilde sieht man ein Wettspiel der Schwinger abgebildet. Stundenlang kämpfen die Geübteren, bis endlich Einer eine Blöße giebt, welche der Andere schnell benützt, ihn in die Höhe hebt, in der Luft herumdreht und endlich auf den Boden niederstreckt. Den stärksten Schwingern folgen die schwächern, und so setzt man den Wettkampf bis zur Ermüdung fort. Die Anzahl der Zuschauer ist gewöhnlich ziemlich groß. Manchmal verbindet man mit dem Schwingen auch ein Scheibenschießen, wobei die Schweizer viele große Geschicklichkeit zeigen.

Sonst war das Schwingfest in allen kleinen Kantonen sehr gewöhnlich; man fand sogar in den Kalendern die Schwingtage angegeben, wo sich die kraftvolle männliche Jugend in Gegenwart ihrer Landsteute und vieler Fremden versammelte. Während des Kampfes trug man entweder die dazu bestimmten Schwinghosen, oder man wand um die rechte Lende ein Schnupstuch, an welchem man allein sich zu fassen und aus dem Gleichgewichte zu bringen suchte, indem der ganze obere Theil des Körpers bis auf das Hemde entkleidet war. Bisweilen stand man Minuten lang mit den Schultern gegen einander gestemmt, als ob man unbeweglich sey und lauerte den Augenblick ab, wo der Eine den Andern überlisten konnte. Der Sieg wurde durch den Fall eines Ringers auf dem Rücken entschieden. Jetzt veranstaltet man solche Uebungen blos noch in den Kantonen, in welchen die Hirten den einzigen oder doch den vorzüglichsten Stand ausmachen.

Franken und seine Weine.

Die Frankenweine sind, nächst den Rheinweinen, in Deutschland die gewöhnlichsten. So wie aber die Fläche, wo diese in der besten Güte wachsen, nur auf die kleine Strecke längs dem Rheine von Mainz bis Bacharach beschränkt ist, so sind auch die vorzüglichsten Frankenweine nur in der Gegend von Würzburg zu finden, ob sich schon eine Kette von Weinbergen, viele Meilen weit, auf beiden Seiten des Mains hinauf und hinab zieht, und in guten Jahren eine unbeschreibliche Quantität liefert.

Die Würzburger Weine selbst werden in ungeheuren Quantitäten gezogen. Bereits im dreizehnten Jahrhundert waren 3000 Morgen mit Weinpflanzungen bedeckt, und jetzt ist die Zahl derselben nicht mit Gewisheit zu bestimmen, doch kann man ohne Uebertreibung wohl 20,000 annehmen, da besonders in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts immer mehr Grundstücke, die bis dahin wüste gelegen hatten, dazu benützt wurden, ja einige, wo die besten aller Würzburger Weine wachsen, erst in dieser Periode kultivirt werden konnten.

Diese edelsten der Würzburger und aller Frankenweine, die das sind, was der köstliche Hochheimer unter den Rheinweinen vorstellt — wer würde nicht sogleich daran denken, daß es der Leisten- und der Steinwein ist.

Der Leistenwein wächst an der sogenannten Festsung, Würzburg gegenüber. So wie aber selbst unter dem Hochheimer ein Unterschied gemacht wird, je nach dem er auf diesem oder jenem Punkte gewachsen ist, so ist auch hier nur von dem vorzugsweise die Rede, der dem sogenannten Nikolaiberge gegenüber wächst, und ein Terrain von etwa 50 Morgen, oder etwas mehr, einnimmt, welche dem Staate gehören. Der Werth dieses Weines, seine mit jedem Jahre steigende Güte, ist nicht zu berechnen. Man hat bisweilen das Fuder zu 200 Karolinen verkauft, was der älteste und edelste Rheinwein nur selten kostet, und alte gute Jahre werden selbst von Kennern bisweilen für ein ganz fremdes Gewächs gehalten werden können. —

Die Steinweine übertreffen ihn noch an Feuer, aber stehen ihm an Lieblichkeit, an aromatischem Geruch nach; sie wachsen dicht am Main von Weitzhöchheim an bis nach der Stadt hin, auf den höchsten kahlen, steilen Kalkfelsen, welche am Fuße durch Pfeiler und Mauern u. dergl. gestützt sind. Die besten älter-

sten Jahrgänge werden selbst in Würzburg nicht unter einem Thaler à Bouteille verkauft, und führen den Namen heiliger Geistwein. An diese beiden Sorten schließen sich dann noch die, im Auslande minder unter ihren Namen bekannten Harfenz-, Schalksberger und Kalmutweine an. Sie, in ihrer Art, bei gehörigem Alter und guter Behandlung gar köstlich, gehen meist unter der Maske des, wie man wohl sieht, nicht sehr häufigen Stein- und Leistenweins in die Ferne, und besonders wird den Harfenzwein nebst dem Schalksberger — beide so von den Verzen genannt, worauf sie wachsen — auch in der That nur der feinste Kenner vom Leistenweine unterscheiden können. Der Kalmutwein ist eine künstliche Mischung, die sehr süß und feurig ist, viel Aehnlichkeit mit dem besten Ungarischen, ja selbst dem Dry- und Madeira hat, und auch wohl häufig im Auslande dafür verkauft werden mag.

Die ungeheure Menge der hier in guten Jahren gekelterten Weine mußte schon früh auf große gute Keller denken lassen, und in der That ist der königliche eine wahre Sehenswürdigkeit in Würzburg, da er gegen 3000 bis 3500 Fuder Wein enthält, und den ganzen jährlichen Ertrag von mehr als 1000 Morgen aufnimmt. Ein einziges Faß hält auf 50 Fuder. Uralte Weine liegen hier, als eine Seltenheit eigener Art, in einem besondern Verschlage. Man findet Steinwein von 1530 und 1631, Leistenwein von 1728.

Was also der Rheingau für den Rhein, für die Weintrinker von ganz Deutschland ist, ist Würzburg's Gegend für Franken, und alle die, welche feinen Wein lieben. Nur in der Schönheit der Gegend läßt sich keine Parallele ziehen; dort, wo sich der Rhein am schönsten spiegelt und mit grünen Inseln prangt, die wie Perlen sein feuchtes Haupt umkränzen, scheint die Natur sich in Fruchtbarkeit erschöpft und ihre ganze Fülle über die glücklichsten Auen verbreitet zu haben. Nirgends, sagt ein Reisender, ist der Rhein, von seinem Ausflusse aus dem Bodensee bis nach Köln hinab, so schön, als von Mainz bis nach Johannisberg. Er windet sich in malerischen Krümmungen und mit majestätischer Stille und Langsamkeit dahin, als wenn es ihm Mühe koste, diese gesegneten Gegenden zu verlassen.

Ganz anders ist es nun freilich mit Würzburg's Gegend. Das Thal des Mains ist zu nahe mit Bergen begränzt; diese, mit Neben bepflanzt, sind meist nackte Kalk- und Steinfelsen. Die Neben sind meist ohne grüne Blätter und fallen weniger in's Auge, als die Stäbe, woran sie sich in die Höhe ranken. Der Mangel der bewaldeten Gipfel, schöner Wiesen und fruchtbarer Gefilde giebt, auch von den höchsten Bergen herab, nur den Prospekt einer todtten Einöde, die selten durch eine ganz gewöhnliche, schönere Fläche unterbrochen und etwas belebt wird.

Der B a m p y r.

Wir übergehen hier, daß man unter Bampyr (*vespertilio vampyrus*) in der Naturgeschichte eine große Fledermaus in mehreren tropischen Ländern, besonders in Brasilien in Südamerika versteht, welche Menschen und Thieren durch Blutsaugen, wenn sie dieselben im Schlafe überrascht, Gefahr droht; denn diese Bampyrs wurden mindestens noch nicht auf das Theater und in die Romankliteratur eingeführt, sind auch in Europa ganz unbekannt. Ganz anders aber steht es mit dem

Wampyr, der uns jetzt beschäftigen soll. Er ist ein Geschöpf der Phantasie, allein eines der furchtbarsten, die sie geboren hat; eines, dessen Entstehung nicht zu begreifen wäre, wenn nicht im Menschen der sonderbare Hang zum Wunderbaren und Uebernatürlichen oft alle Vernunft zu Schanden machte, daß sie,

— — — dem tollen Noß
des Aberglaubens an den Schweif gebunden,

sich vor dem tollsten Unsinn beugen muß. Weit und breit scheint die Meinung geherrscht zu haben und an vielen Orten noch zu herrschen, daß der Todte unter gewissen Umständen nicht todt sey, daß er noch eine Art Leben führe, daß aber dieses Leben auf andere Lebende furchtbare Einwirkung äußere. In verschiedenen Gegenden hat sich diese Vorstellung verschieden gestaltet, ohne in der Hauptsache ihren Ursprung zu verläugnen. Im Oriente herrschte von alter Zeit her die Meinung, daß ein Leichnam aus dem Grabe hervorgehen könne, um die, welche er im Leben geliebt habe, zu quälen, zu verletzen, ihnen eine tödtliche Bißwunde beizubringen. Wenn die so Verletzten todt seyen, behauptete der Wahn, so würden sie ebenfalls solche — Wampyre, Vroncolacha, Vardoulacha, Goul, Broncolacka; denn alle diese verschiedenen Namen findet man dort in verschiedenen Gegenden vor *). Tournefort führt in seinen Reisen mehrere Beispiele davon an, wovon er Zeuge gewesen seyn will. In Griechenland herrscht derselbe Glaube seit der Zeit bereits, wo sich die griechische Kirche von der lateinischen trennte: die mit dem Banne belegten und in demselben Verstorbenen sollten Wampyre werden. Aus Griechenland verbreitete er sich nach Ungarn, Polen, kurz, nach Westen. Besonders wurde 1732 ganz Europa durch die Nachrichten aufgeregt, welche aus Ungarn darüber in Umlauf kamen. An der Grenze Serviens, zu Cassovia, war angeblich ein Heiduck, Namens Arnold Paul, von einem Wampyr gebissen worden. Er starb, und nach einigen Wochen herrschte überall die Klage, daß er herumwandle, um Freunde und Verwandte zu quälen. Hier waren bereits gestorben. Man grub den Leichnam aus, fand ihn ganz frisch, stieß ihm einen Pfahl durch's Herz, wobei er sehr heftig schrie, schnitt ihm den Kopf ab, verbrannte den Körper und streute die Asche auf das Grab. Dasselbe geschah mit den Leichnamen der durch seinen Biß angeblich bereits ebenfalls Verstorbenen — **). Auch in Deutschland scheint schon lange vor dieser Zeit eine ähnliche Ansicht obgewaltet zu haben. Namentlich in Sachsen finden sich offenbare Spuren von diesem Volksglauben: man nahm an, daß der Todte schmaße, daß er an dem Leichentuche, Leichenhemde, sauge; daß dieses Saugen den Tod seiner nächsten und liebsten Verwandten zur Folge habe, die er nachhole, und traf deswegen häufig Vorkehrungen, dieses Schmaßen und Saugen zu verhüten. Namentlich legte man ein Stück Nasen unter das Kinn, um so jede Berührung der Zunge, der Lippen mit der Brust u. s. w. unmöglich zu machen, oder man band das Unterkinn fest mit einem Tuche zu. Daß die Idee von jenem östlichen Wampyrismus hierbei aber ganz dieselbe gewesen sey, geht besonders klar aus

einer Anordnung hervor, welche man bereits im 16. und 17. Jahrhunderte zu Freiberg traf, wo die Pest große Verheerungen anrichtete, und wo man, wenn Mehrere aus einer Familie schnell hintereinander starben, dieß nicht von der Pest, sondern vom Saugen des Todten ableitete. Wir haben gehört, wie jenem todtten Heiducken ein Pfahl durch's Herz gestossen und der Kopf abgehauen wurde; gerade so verfuhr man, der Chronik jener Stadt zu Folge, in Freiberg: man stieß dem Todten mit dem Spaten den Kopf ab, schlug ihn, wie Einige meinen, sogar einen Pfahl durch's Herz und verbrannte dasselbe zu Pulver. Daß dieser Wahn vom Schmaßen und Saugen des Todten noch häufig herrschen möge, scheint nicht unglaublich, denn vor dreißig, vierzig Jahren war er noch in Leipzig sehr gemein. —

In Griechenland herrscht die Furcht vor Wampyr, wie gesagt, noch jetzt allgemein, und hier lernte Lord Byron diesen Aberglauben genauer kennen. Seine zum Wilden, zum Schauerlichen gestimmte Phantasie faßte ihn begierig auf, und er gründete darauf seine bekannte Erzählung: der Wampyr.

Isaac Newton.

Einer der scharfsinnigsten Denker aller Völker und Zeiten, England's größter Mathematiker und Physiker, Isaac Newton (sprich: Niuton) wurde geboren d. 25. December 1642 zu Cambridge, oder andern richtigeren Angaben gemäß zu Woolstroppe in Lincolnshire, und erhielt durch seine Mutter, die sich nach dem frühen Tode ihres Gatten wieder vermählt hatte, eine sehr gute Erziehung. Nachdem er seit 1654 das Gymnasium zu Grantham einige Jahre besucht, studirte er vom Jahre 1660 an auf der Universität Cambridge, beschäftigte sich hauptsächlich mit mathematischen, philosophischen und physikalischen Untersuchungen, und mit Lesung der Schriften von Euklid, Descartes und Kepler, dem er am meisten verdankte. Nachdem er 1664 Magister geworden und sich schon durch mehrere wichtige Entdeckungen bekannt gemacht hatte, verließ er, wegen einer in Cambridge herrschenden ansteckenden Krankheit, diese Stadt, und benutzte in ländlicher Einsamkeit seine Zeit zur eifrigsten Fortsetzung seiner begonnenen Studien. Erst nach mehreren Jahren kehrte er nach Cambridge zurück, ward daselbst Mitglied des Dreieinigkeits-Kollegiums, seit 1669 an der Stelle seines verstorbenen Lehrers, des Dr. Isaac Barrow, Professor der Mathematik, und 1676 Mitglied der Londoner Akademie der Wissenschaften, welcher er ein von ihm erfundenes Spiegelteleskop, für astronomische Beobachtungen, übersandt hatte. Im Jahre 1687 gab er sein Hauptwerk: System der Naturphilosophie (Philosophiae naturalis principia mathematica) heraus, und sicherte dadurch seinem Namen die Unsterblichkeit. In diesem Werke dringt der Verfasser mit philosophisch mathematischer Strenge in die innersten Gesetze der Natur; dabei befließigt er sich in seiner Schreibart einer solchen Kürze und Gedrängtheit, daß er, besonders für den weniger Eingeweihten, öfters etwas dunkel ist. Im Jahre 1688 war er zum Parlaments-Mitgliede der Universität gewählt, und vertheidigte deren Rechte mit vielem Eifer und vieler Freimüthigkeit gegen den König Jakob II. von England; worauf er im Jahre 1703 sogar Präsident der Londoner Akademie der Wissenschaften wurde, welche Ehrenstelle er auch bis zu seinem Tode beklei-

*) Der Name Wampyr soll serbischen Ursprungs seyn.

***) Daß aber die Gegend hier schon mit der Idee vertraut seyn mußte, ergibt sich aus dem dagegen angewendeten Mittel.

dete. Schon früher (im Jahre 1696) war ihm vom Könige die Aufsicht über das Münzwesen übertragen worden, woraus ihm ein sehr bedeutendes Einkommen erwuchs, dessen er aber bei seiner höchst einfachen und



Isaac Newton.

zurückgezogenen Lebensweise, ohne Weib und Kinder, nicht bedurfte, so daß er bei seinem Tode, den 30. März 1727, also in einem Alter von 85 Jahren, ein sehr bedeutendes Vermögen hinterließ. Ein Werk über Theologie und Chronologie, welches nach besonderer Aufforderung der Prinzessin Carolina von Wales von ihm verfaßt und gegen seinen Willen von einem italienischen Edelmann, Namens Conti, durch den Druck veröffentlicht worden war, hat sich nicht des gleichen Grades von Vollkommenheit, wie des Verfassers Schriften in andern Wissenschaften zu erfreuen. Newton wurde äußerst prachtwoll begraben, seinen Sarg trugen die ersten Männer Englands nach der Westminsterabtei, wo er neben den Ueberresten der Könige und anderer großen Männer Englands beigesetzt wurde.

Der Brodbaum.

Zu den dankenswerthesten Geschenken, welche der Schöpfer den Bewohnern der Länder innerhalb der Wendekreise gegeben hat, gehört besonders der Brodbaum. Wir reden hier von dem eigentlichen Brodbaume, der von dem Jacka-Brodbaume, welcher ebenfalls eine sehr wohlschmeckende Frucht trägt, wohl zu unterscheiden ist. Erst durch Cook's Reisen in der Südsee haben wir diesen Baum näher kennen gelernt. Der eigentliche Brodbaum erreicht die Größe einer mittelmäßigen Eiche, er wächst aber so langsam, daß er 60 bis 70 Jahre braucht, ehe er völlig ausgewachsen ist. Die Fortpflanzung des Baumes geschieht entweder durch Saamen, oder durch Ableger, oder durch abgeschnittene Zweige, die in die Erde gesteckt werden und bald Wurzel schlagen. Von seinen Blättern, die durch Einschnitte in 7 bis 9 Lappen getheilt sind, erreichen die meisten eine Länge von anderthalb Fuß. Das gelblichte Holz des Baumes ist sehr weich und nimmt keine Politur an, kann aber doch zu allerlei Kunstfachen verarbeitet werden. Die

großen Blätter braucht man zum Rösten der Früchte, und bei dem Essen anstatt der Tischtücher und Servietten; die abgefallenen Blumenkolben braucht man als Sunder. Die Stabeiter, bei denen der Brodbaum besonders häufig gefunden wird, verstehen die Kunst, aus der Rinde des Baumes sehr schönes Zeug zu Kleiderstoffen zu verfertigen. Sie verfahren dabei auf folgende Weise: Haben nämlich die Bäume eine Höhe von 6 bis 8 Fuß erreicht, so werden sie ausgehoben und die Stämme ihrer Aeste und Wurzeln beraubt; die Rinde der Stämme wird abgelöst und in einen Bach gelegt, um sie zu erweichen. Nach einigen Tagen trennen die Mädchen die innere Haut (den Splint) von der äußern, denn nur die feinen Fasern der erstern werden zur Verfertigung der Zeuge benutzt. Dann breitet man diese Fasern auf Platanen-Blättern reihenweise, wohl dreifach, übereinander gelegt am Ufer aus. Diese Reihen sind 30 Fuß lang und einen Fuß breit. Darüber wird Wasser gegossen, welches die Nacht über sich verläuft. Am nächsten Morgen findet man die Fasern durch einen klebrigen Saft, welchen sie enthalten, so eng verbunden, daß ein Ganzes daraus geworden ist. Diese Masse erhält nun ihre weitere Zubereitung auf einer glatten Bank durch Schlagen mit einem hölzernen Klöppel, der gerippt ist. Hierdurch bekommt das Zeug Festigkeit und Ausdehnung. Die Stabeiter verfertigen Zeuge von der Dicke eines feinen Tuches und andere so dünn, wie Nesseluch. Sie werden im Thau gebleicht, gefärbt, gemalt und auch weiß getragen. Vorzüglich schön ist die rothe Farbe, welche die Stabeiter diesen Zeugen zu geben wissen. Soll ein großes Stück Zeug recht schnell fertig werden, so treten wohl 200 Mädchen zusammen, eine singt, und nach dem Takte des Liedes bearbeiten die übrigen die von den Männern herbeigeschafften rohen Stoffe.



Der Brodbaum.

Ist der Brodbaum für die Bewohner der Südseeinseln schon dadurch nützlich, daß er das Material

zu ihrer Wohnung und ihren Geräthschaften, so wie den Stoff zu ihrer Kleidung darbietet, so ist er es noch mehr durch seine Frucht.



Die Frucht des Brodbaumes.

Diese Frucht ist jenen Insulanern das, was uns das Korn und die Kartoffeln sind; sie ist die tägliche Nahrung der Südseeinsulaner und eine um so dankenswerthere Gabe, da in jenen Gegenden wegen allzu großer Hitze das Getreide nicht fortkommen würde. Die Brodfrucht ist groß, hat fast die Gestalt einer Kokosnuß oder einer Melone. Wenn sie gehörig ausgewachsen ist, hat sie wohl 10 bis 12 Zoll im Durchmesser und wiegt oft 20 bis 30 Pfund; sie ist mit Buckeln besetzt und sieht äußerlich gelb, innerlich aber schneeweiß aus. In den Monaten Juli und August werden die Früchte reif. Da die völlig reifen Früchte innerlich einen süßlichen und sehr weichen Brei enthalten, welcher der Gesundheit nicht zuträglich ist, so werden sie selten roh genossen. Gewöhnlich nimmt man sie schon vor der Zeitigung ab, wo sie äußerlich grün aussehen. In diesem Zustande dient aber ihr weiches, lockeres Fleisch nicht zum Genuße, sondern sie werden theils ganz, theils zerstückt in die Blätter des Brodbaums eingewickelt und auf heißen Steinen geröstet oder gebraten. Diese so zubereitete Frucht soll dann der Beschreibung nach wie Weizenbrod, unter welches etwas Kartoffelmehl gemischt ist, schmecken. Die Brodfrucht wird auch auf andere Weise, namentlich durch Beimischung anderer Pflanzen, als Nahrung zubereitet. Die Staheter besonders, die sich durch größere Bildung vor vielen Bewohnern der Südseeinseln auszeichnen, backen aus diesen Früchten eine Art Brod, welches sich mehrere Wochen lang hält. Man nimmt die Früchte vor der völligen Reife ab und läßt sie eine Zeit lang liegen, um sie nachreifen zu lassen. Ist dieß geschehen, so bringt man die lockere innere Masse in eine gepflasterte Grube, in welcher sie bald in Gährung geräth. Aus dieser gegohrnen Masse, die sich in diesem Zustande mehrere Monate hält, werden dann Brode gebildet, die man auf heißen Steinen röstet. Der Ofen, in welchem diese Brode gebacken

werden, ist sehr leicht gebaut. Man gräbt eine tiefe Grube, belegt sie mit Kokosblättern und überdeckt die Seiten mit Steinen. Darüber wird Holz angezündet, wovon die Steine in kurzer Zeit glühend heiß werden. Ist das Holz zur Asche verbrannt, so streuet man diese auf dem Boden der Grube aus, legt Blätter darüber und dann die Brode oder Fleischspeisen, welche gebacken werden sollen; diese bedeckt man wieder mit Blättern und erhöht nun einen ganzen Hügel von Erde darüber, der die Hitze zusammenhält.

Durch Kultur ist der Brodbaum veredelt worden, daher es denn verschiedene Sorten desselben giebt. Der Brodbaum ist so fruchtbar, daß ein Mensch von dreien derselben ein ganzes Jahr leben kann. Man findet den Baum von Surate bis zu den Marquiseninseln im stillen Ocean auf einer Strecke von mehr als 2000 geographischen Meilen, und zwar fast auf jeder Küste und Insel. Die Engländer haben in neuern Zeiten versucht, ihn auch in Westindien einheimisch zu machen, was jedoch nicht ganz den gewünschten Erfolg gehabt hat. Der Baum gedeihet nur innerhalb der Wendekreise. Ein kälteres Klima ist nicht für ihn; selbst die südlichen Gegenden von Europa würden schon zu kalt seyn. Die Früchte von dem wilden Brodbaume sind fast ungenießbar.

Auszug aus James Stuart's: Drei Jahre in Nordamerika.

„Ich war nicht lange bei Herrn Anderson gewesen, als sich ein gut aussehender junger Mann, Namens John Boswell, aus dem Westen der Grafschaft Fife in Schottland, mit der Bitte an mich wandte, ihm Empfehlungsbriefe an einen Schiffsbaumeister in New-York mitzugeben, oder zu verschaffen. So viel ich wußte, war ich nie mit diesem Manne bekannt gewesen, allein ich hatte seinen Vater, einen Pachthofaufseher bei einem verstorbenen Freunde gekannt. Boswell's Geschichte ist kürzlich diese. Er hatte das Schiffszimmerhandwerk gelernt, war verheirathet und Vater von zwei Kindern. Da er fand, daß der Verdienst von zwei bis dritthalb Schillingen des Tages zum Unterhalte seiner Familie nicht hinreichte, so ward er Zollwächter, hatte aber auch in diesem Stande wenig Glück. Er brachte daher sein Weib und seine Kinder nach New-York. Sein ganzes Vermögen bestand in einer geringen Summe Geldes, einigem Handwerksgeräthe und einer Vogelstinte. Sogleich nach seiner Ankunft bemühet er sich, einige Wochen lang Beschäftigung zu finden; allein Niemand wollte ihn in den Schiffszimmer-Höfen ohne Zeugnisse seiner Ehelichkeit und seines mäßigen Lebenswandels aufnehmen. Zufälligerweise hörte er nun von meiner Anwesenheit in der Nachbarschaft, und wandte sich an mich mit der Bitte, ihm jene Zeugnisse auszustellen. Da ich von ihm weiter nichts wußte, als was ich erzählt habe, so konnte ich natürlich seinem Gesuche kein Genüge leisten, gab ihm aber einen Brief mit an einen Herrn in der Nachbarschaft von New-York, dem ich genau angab, was ich von ihm wußte, und der ihm vielleicht nützlich werden konnte. Es war gerade Ueberfluß an Schiffszimmerleuten, und Monate vergingen, ehe ein Platz für Boswell offen ward. Unterdeß waren seine Mittel erschöpft, und er sah sich gezwungen, einige seiner mitgebrachten Habseligkeiten zu veräußern. Er fing an, sich wieder nach Hause zu

rück zu wünschen, als ihm Arbeit angeboten wurde. Ich war zufälligerweise gerade in New-York, als dies sich zutrug, und erinnere mich noch an die Freude, die aus seinen Augen strahlte, als er es mir erzählte, und mich fragte, wie viel Lohn er verlangen solle. Mein Rath war, es seinem Herrn zu überlassen, wenn er erst eine Woche gearbeitet und gezeigt haben würde, was er zu leisten im Stande war. Das nächste Mal, als ich ihn wieder sah, hatte er für den Tag, an dem er zehn Stunden gearbeitet, zwei Dollars bekommen, und weit mehr war ihm versprochen worden, wenn er länger arbeiten wollte. Er erzählte mir, daß er um die Hälfte wohlfeiler leben könne, als in Schottland, obgleich seine Familie hier drei Mal des Tages Fleisch esse; und so setzte ihn sein Verdienst bald in den Stand, sich ein gut eingerichtetes, bequemes Haus anzuschaffen, wo ich ihn und seine vollkommen glückliche Familie häufig besuchte. Einige Tage vor meiner Abreise von New-York, im April 1831, ließ ich ihn nach Hoboken kommen, wo ich mich damals aufhielt, um ihn zu fragen, ob ich seinen Freunden in Schottland einige Nachrichten von ihm überbringen könne. Er kam zu mir, in einem bessern Kleide und mit einem bessern Regenschirme, als ich beides vielleicht selbst besaß. Er bat mich, seine Freunde wissen zu lassen, wie wohl es ihm gehe. Er hatte den Tag zuvor gerade so viel verdient, als er in Schottland, bei derselben Arbeit, in einer Woche verdient haben würde, und er hoffte, in weniger denn zwanzig Jahren sein Glück gemacht zu haben, um nach Schottland zurückkehren zu können.

Ich habe diesen Fall umständlich mitgetheilt, weil er einige nützliche Winke für Auswanderer enthält. Ehe ich New-York verließ, hatte ich Gelegenheit genug zu erfahren, daß Boswell ein vortrefflicher Arbeiter, fleißig, ehrlich und mäßig war. Er erzählte mir, daß er in seinem Vaterlande nie viel Whiskey (Brandwein) getrunken habe, und daß er es noch weniger hier thun würde, wo er bei weitem schlechter, wenn auch wohlfeiler wäre. Gute Zeugnisse über sein früheres Leben sind für jeden Auswanderer nach den vereinigten Staaten, vor allen aber für den Handwerker und Arbeitsmann, durchaus erforderlich, und müssen von den Gerichten oder der Geistlichkeit, gleichviel von welcher Sekte, ausgestellt seyn. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß es höchst wichtig ist, wenn man Empfehlungen an irgend eine Person von Bedeutung in dem Hafenorte, wo man zuerst anlandet, bekommen kann.“

Das Museum in Kassel.

Kassel hat eines der reichhaltigsten, vortrefflich geordneten Museen, das mit Schätzen der mannichfachen Art prangt. Zimmer reiht sich an Zimmer und Saal an Saal, und in jedem prangt eine Sammlung der seltensten Natur- oder Kunstgegenstände. In dem einen ist eine Reihe der kostbarsten Mosaiken, unter denen einige treffliche Bilder in Lebensgröße das Auge fesseln; in dem andern wetteifern etruskische, römische und egyptische Seltenheiten unter einander. Ein drittes hat unzählige Holz- und Elfenbein-Kunstarbeiten. In einem vierten Saale prangen die köstlichsten Antiken. In einem fünften findet man Abgüsse der berühmtesten alten Meisterwerke und neue Skulpturarbeiten, welche als Kopien bekannter trefflicher Statuen aufzutreten wagen, z. B. ein Schleifer, eine Venus, mehrere erhabene Arbeiten (Reliefs). Einen ganz vorzüglichen Schatz besitzt

indessen dieß Museum in den Nachbildungen aller römischen Bau-Altenthümer aus Kork, vom Prof. Chigi, an Ort und Stelle im verjüngten Maßstabe äußerst täuschend gearbeitet. Die Tempel, die Triumphbogen, des Kolosseums Herrlichkeit, die alten Grabmäler, die in Trümmern liegenden Säulen sprechen hier deutlicher an, als irgend eine Abbildung des Grabstichels. Wieder ein anderes Cabinet prunkt mit Trinkgefäßen aller Art, oder mit geschnittenen Steinen, mit Münzen, mit Uhren von so mannichfacher Gestalt, als nur je der Geschmack und das Genie, die Laune oder ein besonderer Zweck des Künstlers seit der Entdeckung der Nürnberg'ger Eier erdenken konnte. Selbst China lieferte ein Paar Beiträge dazu: zwei Jonken (Schiffchen) mit vollem Tafelwerke aus Silber gearbeitet, verschließen das künstliche Räderwerk. Ein physikalisches Cabinet ist reich an Instrumenten aller Art, die in dieses Fach einschlagen, und in einem naturhistorischen finden sich unter andern 500 Bände, welche aus eben so vielen Holzarten geschnitten sind, und alle Eigenthümlichkeiten derselben in ihrem Außern zeigen, während Blatt, Blüthe und Frucht in dem vom Bände gebildeten innern Kästchen verborgen liegen. Die hier aufgestellten ausgestopften Quadrupeden rühren aus einer in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Kassel befindlichen großen Menagerie her, und die Ausstopfung eines Elefanten, so wie die Aufstellung des Riesenskeletts von demselben Thiere leitete der berühmte Anatom Sömmerring. Einen wahren Schatz findet man noch in dem naturhistorischen Kabinette: Eine Riesenschnecke, aus jenen Tagen der Urwelt, wo noch kein Mensch auf dem Erdboden wandelte, wo dieser nur von Riesenschöpfen bewohnt wurde, deren ungeheure Größe wir in den vorhandenen Ueberresten, welche sich Jahrtausende lang erhielten, nur anstaunen, und dabei kaum dem eignen Auge zu trauen wagen. Sie wurde in Kassels Umgegend ausgegraben und gleicht an Härte und Weiße dem Elfenbein; an Größe übertrifft sie Alles, was die Konchylienwelt aufzuweisen vermag. Die Sammlung von Vögeln, von Fischen u. s. w. endlich, welche sich hier vorfindet, zeichnet sich durch vorzüglich schöne Wahl und gute Behandlung der Exemplare, wenn auch nicht durch übergroße Reichhaltigkeit, aus.

Pflanzenkost und einsames Gefängniß als Besserungsmittel.

Nicht immer beherzigt der Mensch, was ihm die Pflicht vorschreibt; er vergißt nur zu oft seines Lebens Ziel und handelt mehr als ein wüthendes Thier, denn als ein vernünftiges Geschöpf. Manche Menschen, besonders wenn sie zur Strafe ihre Freiheit verlieren, lassen sich gar nicht bändigen, wüthen und toben, zerstören und beleidigen Alles, was in ihr Reich kommt. Wie zähmt man nun solche wilde Menschen? Wie macht man sie sanft und geduldig? — In den nordamerikanischen Gefängnißhäusern hat man ein Mittel, das einen unfehlbaren Erfolg hat. Solche Gefangene bekommen nichts, als Pflanzenkost, besonders Reis, zur Nahrung, die nach und nach ihre ganze Natur umändert und sie eben so folgsam, als gelehrt macht. Kein Fleisch erhalten sie, und der Reis ist ihre Kost so lange, bis sie durch eine sichere Probe bewiesen haben, daß eine vollkommene Verände-

zung in ihrer Natur eingetreten ist und daß sie sich gebessert haben. Wäre es nicht zweckmäßig, daß man dieß Mittel auch bei wilden und widerspenstigen Kindern brauchte, und überhaupt bei Leuten anwendete, die un- bändig und grausam allen Gesetzen Trotz bieten und alle Pflichten der Menschlichkeit mit Füßen treten?

Ein anderes sehr kräftiges Besserungsmittel großer Verbrecher benutzt man in den Gefängnissen Nord- amerika's mit dem herrlichsten Erfolge zu deren Besserung, und dieß ist das einsame Gefängniß, welches den Menschen sich und seinem Gewissen gänzlich überläßt, ihn von aller Gesellschaft absondert und zum Nachdenken über seinen Zustand und sein vergangenes Leben bringt. Allein dieß einsame Gefängniß darf nicht zu lange dauern, weil sonst der Mensch seinen Ver- stand dabei verliert. Mehrere Beispiele haben dieß ge- lehrt; man hat daher mit ihm Arbeit verbunden, wo- durch man den gewünschten Zweck eben so gut erhalten hat. Aller Umgang ist ihnen dabei anfänglich versagt, und kommen sie wieder zu ihren Mitgefangenen, so dürfen sie nicht mit ihnen sprechen, und dieß Alles hat so gute Früchte getragen, daß ihre Besserung zusehends zunahm. Die Arbeit, und zwar regelmäßige Arbeit, heilt den verdorbenen Menschen von Grund aus, und wenn endlich Bekehrung dazu kommt, so wird er ein besserer Mensch auf seine ganze Lebenszeit. Seine Ge- sinnung muß man ändern, an gute, christliche Grundsätze muß man ihn gewöhnen, und er wird ein nütliches Mit- glied der bürgerlichen Gesellschaft, wenn er wieder seine Freiheit erhält. Keine Familie dulde daher Müßiggänger, die Eltern gewöhnen ihre Kinder an Arbeitsamkeit, und sie gründen ihr Glück auf Zeit und Ewigkeit.

Was man ist, das muß man ganz seyn.

Jedes Geschäft im menschlichen Leben erfordert Talente und Kenntnisse, und es ist kein Selbstbetrug größer und thörichter, als wenn man glaubt, un- sere Lebensverhältnisse paßten nicht zu unsern ausgezeich- neten Geistesgaben, und unser Geschäft sey unserer Ein- sichten unwürdig. Jede Gesellschaft bedarf vorzüglicher Männer und jedes Gewerbe braucht vielen Ver- stand und einen gebildeten Geschmack, wenn es in seiner Vervollkommnung glückliche Fortschritte machen soll. Das allgemeine Beste kann nur durch umfas- sende Kenntnisse und emsigen Fleiß befördert werden, und jedes Talent ist hier eben so zu benutzen, wie bei jedem Geschäfte. Was man daher ist, das muß man ganz seyn; was man thut, das muß man mit Ge- schicklichkeit und Eifer ausführen. Nichts entehrt den Menschen, was gut und nützlich ist, und jedes Talent ehrt sich, das seinen Posten gehörig ausfüllt. In der Jugend muß man vorzüglich das recht lernen, was man treiben will; die Meisterschaft in unserm Streben muß unser Ziel seyn, und wer sich die erforderliche Geschicklichkeit erworben hat, der weiß sich auch in großen Verlegenheiten leicht zu helfen. Mit dem be- rühmten Franklin, als Buchdruckerlehrling, war sein Prinzipal eben so sehr zufrieden, als dieß seine Landsleute späterhin mit ihm als Staatsmann und Gesandter waren. Er war immer eifrig beschäftigt, und das ganz, was er seyn wollte.

Der indische Gaukler Scheshal.

Die Kunst der sogenannten Gaukler hat in kei- nem Lande eine höhere Stufe von Vollkommenheit erlangt, als in Hindostan. Die Europäer, welche uns ihre Geschicklichkeit in dieser merkwürdigen Kunst bewundern lassen, erscheinen im Vergleiche mit den indischen Künstlern dieser Gattung als Anfänger, selbst dann, wenn wir sie nur mit denen zusam- menstellen, die ihre Kunst mit geringerm Erfolge in kleinern Städten und in Privathäusern, wohin sie zur Unterhaltung und Belustigung einer daselbst versammel- ten Gesellschaft gerufen werden, ausüben. Manche sol- cher Kunststücke, die sie vermöge ihrer Gelenkigkeit oder Körperstärke ausführen, erscheinen wahrhaft unerklärbar, und in der That, man kann nicht unterscheiden, ob man es der Gelenkigkeit oder der Körperstärke des in Indien berühmten Braminen Scheshal zuschreiben soll, wenn er sich vom Fußboden erhebt und in einer Höhe von mehreren Fuß eine Zeit lang in der Luft schwebend sich zu erhalten vermag, ohne daß man gewahr werden kann, auf welche Weise er oben befestigt ist. Dieser merkwürdige Mann ist schon bejahrt, und von mitt- lerm, schlankem Wuchse; er trägt ein langes Gewand von gedrucktem Baumwollenzeuge, einen breiten Gürtel, einen gelben Turban und ein Halsgeschmeide, dessen Enden auf die Brust herabhängen. Seine ganze Gestalt und Haltung trägt den Stempel des Ungewöhnlichen und Sonderbaren. Er hält sich häufig zu Madras auf, wo seine Kunststücke ihm schon größern Vortheil ver- schafft haben, als irgend eine nützliche Arbeit es je vermögen würde. Folgende Beschreibung giebt ein Augenzeuge von den Leistungen dieses indischen Gauklers:

„Scheshal zeigte mir eine Bank von ohngefähr achtzehn Zoll Höhe, auf deren Fläche zwei kupferne Platten, von der Größe eines Thalers, eingefügt wa- ren. Als ich diesen Apparat seines Kunststücks un- tersucht hatte, zog er zuerst ein Bambusrohr von zwei Fuß Länge hervor, dessen Höhlung ohngefähr 2½ Zoll betrug; darauf ein ungefähr zwei Fuß langes und vier Zoll breites Fell einer Gazelle. Alsdann verbarg sich der Gauk- ler, mit einem großen Sacke und den genannten Gegen- ständen versehen, unter einem ziemlich großen Shawle, und arbeitete unter demselben fünf Minuten sehr lebhaft; gab sodann ein Zeichen, die Decke wegzunehmen, und ich erblickte ihn, in der Luft schwebend, mit gekreuzten Zei- nen, ganz in der Stellung, welche die Abbildung zeigt. Sein rechter Arm ruhte auf der zusammengedrehten Gazellenhaut, welche an der Spitze des Bambusrohrs befestigt war. Das Bambusrohr selbst aber war senk- recht in eine der obenerwähnten Kupferplatten eingefügt. In dieser Stellung blieb der Bramine über eine halbe Stunde und ließ die Korallenkügelchen eines Rosen- kranzes durch seine Finger gleiten, ohne nur irgend ein Zeichen von Zwang oder Müdigkeit gewahr wer- den zu lassen. Man kam in Versuchung, zu glauben, diese Stellung sey seine gewöhnliche. Vier Mal habe ich diesen merkwürdigen Mann gesehen, vier Mal sein Kunststück bewundert, und jedes Mal suchte ich ihn zur Enthüllung seines Geheimnisses zu bewegen; allein meine Bitten und Versprechungen waren gleich erfolg- los. Verlangt der Leser durchaus eine Erklärung die- ses wunderbaren Kunststücks, so gnüge ihm folgende, aber ob richtig oder falsch, muß dahin gestellt bleiben: Vielleicht bergen die Kupferplatten eine Stange Stahl, welche in dem Bambusrohre emporgeht und mit einer andern Stange von demselben Metalle, die das Gaz- ellenfell verbirgt, in Verbindung steht, letztere aber

wiederum einen stählernen Ring hält, in welchem der Leib des Gauklers ohne große Anstrengung ruht, und den die Kleider desselben leicht verbergen können. In-
deß muß ich eingestehen, daß trotz dieser Erklärung das Kunststück des Braminen mir dennoch unbegreiflich bleibt.“



Der indische Gaukler Esheshal.

W o c h e.

Am 12. Oktober 1791 starb die berühmte deutsche Dichterin Anna Louise Karschin. Ohne Lektüre und Kenntniß der Welt und der Menschen verlebte sie ihre Jugend in den drückendsten Verhältnissen als Hüterin der Heerden, doch schon da zeigte sich ihr Talent und sie sang Lieder, die der Unsterblichkeit werth sind. Sie war geboren am 1. December 1722 auf einer Meierei zwischen Jülichau und Kroffen in Schlesien, ihr Vater hieß Dürrbach, war Bauer und Schenkwrth, und starb früh. In ihrem sechsten Jahre nahm sie ihr Oheim zu sich, doch mußte sie bald wieder in das mütterliche Haus zurückkehren. In ihrem 16. Jahre heirathete sie einen Strumpfwirker, Namens Hirschkorn, der nach einer neun-jährigen mißvergnügten Ehe starb. Noch unglücklicher ward sie durch ihre zweite Ehe mit einem lächerlichen Schneider, Karsch. Sie wurde um diese Zeit immer bekannter durch ihre Gedichte, und einige mitleidige Menschen nahmen sich ihrer an. 1755 zog sie mit ihrem Manne und vier Kindern nach Großglogau. 1760 kam sie nach Berlin und ihre ökonomischen Verhältnisse verbesserten sich. Berlin bewunderte die poetische Schneidersfrau, und mehrere berühmte Dichter jener Zeit bildeten ihr Talent durch Aufmunterung aus. Friedrich der

Große, zu wenig der deutschen Literatur und Poesie hold, unterstützte sie äußerst karglich, desto großmüthiger sein Nachfolger. Sie starb in einem Alter von 69 Jahren.

Am 13. Oktober 1825 fand man den von seinem Volke fast vergötterten König von Baiern, Max Joseph, todt in seinem Bette am Morgen nach der Feier seines Namenstages zu Nymphenburg. Er war zu Schwegingen am 27. Mai 1756 geboren, und folgte seinem Bruder Karl II., als Herzog von Zweibrücken, am 1. April 1795, dem Kurfürsten Karl Theodor von Baiern am 16. Februar 1799 in der Regierung, und ward, zu Folge des Friedens von Presburg, den 26. December 1805 König.

Am 14. Oktober 1758 ward Friedrich der Große in der denkwürdigen Schlacht bei dem Dorfe Hochkirch in der Oberlausitz von den Oesterreichern unter Daun und Laudon völlig geschlagen. Die Preußen küßten dadurch 9000 Mann, 101 Stück Geschütz, 28 Fahnen und das ganze Lager mit allen Zelten und dem größten Theile der Bagage ein. Die Oesterreicher benutzten diesen bedeutenden Sieg durchaus nicht, während Friedrich selbst seine Niederlage für sich zu benutzen wußte.

Am 15. Oktober 1576 stiftete der Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg die Universität zu Helmstadt und stattete sie mit großer Freigebigkeit aus. Der deutsche Kaiser Maximilian II. gewährte ihr die Privilegien und Freiheiten der übrigen deutschen Universitäten. Doch bestand sie nicht lange; schon nach 233 Jahren wurde sie durch einen Befehl des Königs von Westphalen Hieronymus den 10. December 1809 aufgehoben.

Am 16. Oktober 1708 wurde der als Naturforscher und Dichter berühmte Albrecht von Haller zu Bern geboren, und bezog schon in seinem 16ten Jahre die Universität Tübingen, um daselbst die Arzneiwissenschaft zu studiren, und ward im 18ten Jahre zu Leyden Doktor. Hierauf machte er Reisen durch England und Frankreich, durchstrich die Schweizeralpen und kehrte im 21sten Jahre nach Bern zurück, wo er 1745 zum Mitgliede des großen Rathes gewählt wurde, nach dem er zuvor abermals bedeutende Reisen gemacht und mehrere Jahre als Professor der Medicin, Anatomie und Botanik an der neugestifteten Universität zu Göttingen gelebt hatte. Er starb als siebenzigjähriger Greis den 12. December 1777.

Am 17. Oktober 1797 wurde zu Campo Formio, einer zwischen Udine und Passeriano gelegenen Meierei, zwischen Oesterreich und Frankreich Frieden geschlossen, dessen Bedingungen der damalige erste Consul Buonaparte vorschrieb. Zu Folge derselben trat Oesterreich die Niederlande an die französische Republik ab und entsagte seinen sämtlichen Besitzungen in Italien, auch machte es sich anheischig, den Herzog von Modena durch den Breisgau zu entschädigen, wogegen es nur Venedig und den größten Theil seines Gebietes erhielt. Ein Kongreß zu Raftadt wurde gleichfalls bestimmt.

Am 18. Oktober 1502 weihte der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, die Universität zu Wittenberg ein, und an demselben Tage im Jahre 1818 wurde die Stiftungsurkunde der Universität zu Bonn vom Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm III., bei seiner Anwesenheit in Aachen unterzeichnet.

Verlag von Bessange Vater in Leipzig.
unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.